

Der weisse Klang

Aus den Aufzeichnungen eines Wahnwitzigen

Klaus B. Gogl



«Nach langem Nachdenken ist es mir gelungen, meine Zwölfstrophe auszubrüten.» Zeichnung: Ilya Jefimowitsch Repin

«Komponieren als existentielle Erfahrung»: Das Bonmot von Helmut Lachenmann zeigt sich in seiner ganzen fratzenhaften Wahrheit, wenn man diese hier erstmals auszugsweise veröffentlichten, der Redaktion dieser Zeitschrift von Klaus B. Gogl zur Verfügung gestellten Tagebuchnotizen eines anonymen Musikers liest. Die Musik und der kreative Akt werden, auf die Spitze getrieben, zu einer Superformel, die das tägliche Leben in allen, selbst den intimsten Parametern bestimmt. Wir drucken diese Aufzeichnungen aus Anlass des Berner Musikfestivals zum Thema «WahnWitz», an dem auch der Schweizerische Tonkünstlerverein beteiligt ist.

Den 9. August

Am heutigen Tage trug sich ein ungewöhnliches Ereignis zu. Ich stand morgens recht spät auf, denn erst als es an der Türe läutete, wurde ich wach. Der Postmann händigte mir mit saurer Miene ein Päckchen aus, für das ich ihm eine Unterschrift geben musste. Er blickt mich immer mit saurer Miene an, weil er für dieses Päckchen alle Treppen heraufsteigen muss. Was kann ich dafür? Das ist sein Job. Er blickte nebenher in mein Zimmer hinein. Schnüffler! Wahrscheinlich beneidet er mich, weil ich meine Arbeit zuhause erledigen kann. Ausser wenn ich die Aufträge zurückbringe.

Das Paket stammte wieder vom Baron. Der feine Herr schickt mir immer die Tonbandaufnahmen, die er an seiner Elektroorgel macht, und ich soll es dann ausnotieren. Seltsame Stücke. Ich würde nie so etwas komponieren. Undeutlich, unstrukturiert. Heute Nacht hat er wohl wieder improvisiert. Wieder so eine alte Kassette, die er neu überspielt hat. Es gibt wahrlich modernere Geräte. Soll ich die Gleichlaufschwankungen auch wiedergeben? Weiss ich denn, ob er das so will, diese instabilen Tonhöhen, oder ob das sein verflixter Apparat ist. Ich habe sie ihm so transkribiert, ich bin ein guter Transkribent, was sage ich: ein hervorragender, in Vierteltönen, und er war stets zufrieden damit. Also auch diesmal, wenn er das so will. Er könnte es ja selber machen, aber er ergeht sich am liebsten

nicht in solchen Dingen. Ich machte mich sogleich an die Arbeit. Der Baron ist, obwohl er doch unendlich viel Zeit hat, jeweils etwas ungeduldig.

Den 10. August

Die Transkription, oder sollte ich nicht besser sagen: die Komposition ging zügig vonstatten. Die halbe Nacht nur. Morgens revidiert. Das Stück war auch kurz.

Nachmittags fahre ich schon zu ihm hin, mit dem Bus, steige dann die steile Treppe zu seinem Haus hinauf, wo er über die ganze Altstadt blicken kann. Seine Bellevue zeigte er mir einmal, da war er wohl allein. Diesmal aber muss ich im Entrée drunten warten. Der Baron habe keine Zeit, sein Lakai heisst mich Platz nehmen.

Ich hatte schon zehn Minuten verharrt und dachte über meine Zwölftonreihe nach, das tue ich immer, wenn ich nichts zu tun habe, da erschien aus einem Nebenzimmer ...! Sie trug einen weissen Bikini, das auf ihrer braungebrannten Haut, da passt weiss, und erschrak, als sie mich sah. Ich stand auf. Das Hündchen, das sie auf dem Arm trug, kläffte mich an. Nun erschrak ich. Ein kurzes Lächeln auf dem Gesicht der Brünetten, ach, sie lächelte mich an, mich ... nichts weiter, Schweigen! Ich muss warten. Wenig später kommt der Baron doch noch, nimmt die Transkription, guckt sie grangouvernemental durch

und entschwindet wieder. Sein Lakai zahlt mich aus und sagt, man werde sich wieder melden. Ich werde verabschiedet. Gern hätte ich noch auf die Brünette gewartet, aber nein, ... nichts.

Ich ging noch durch die Stadt, stundenlang, denn ich fand den Heimweg nicht sofort. Die Gedanken an die Brünette verfolgen mich, ich höre das Kläffen ihres Hündchens, ach, wenn ... nichts mehr, kein Wort! Gegen Abend erst kehre ich nach Hause zurück. Liege lange auf dem Bett.

Den 11. August

Nach langem Nachdenken ist es mir gelungen, meine Zwölftonreihe auszubrüten. Ich werde einen Laut in der Art dieses Kläffens einfügen, gleichsam eine Hommage an sie. So kommt allmählich diese Reihe beisammen: meine Superformel, die nicht aus einem Parameter besteht, sondern aus allen Parametern. Jeder Teil der Reihe ist durch einen anderen Parameter bestimmt: eine Tondauer, eine Tonhöhe, ein Geräusch & Co., alles andere ist jeweils frei. So muss sich das Ohr von Ton zu Ton neu orientieren. Eine solche Reihe hat die Welt noch nicht gehört! Nun geht es darum, sie zu fixieren. Bloss keine Beliebigkeiten, keine Postmoderne. Alles muss sein System haben!

Bislang ist die Reihe für einen Interpreten am Klavier konzipiert: ein lauter Ton – ein Pfiff – ein Staccato – ein bekannter Akkord aus der Musikgeschichte – Scharren mit den Füßen – Anreissen einer Saite – eine gesprochene Spielanweisung – eine Bassnote – ein Kläffen (imitiert – oder ab Band?) – ein B (die Brünette!) – ein Schweigen, Pause – und dann? Ich sage jeweils laut «zwölf». Ob das genügt?

Den 12. Duodezember

Ich habe den Pfiff durch einen Schrei ersetzt. Das ist expressiver. Habe das seit dem Morgengrauen intensiv geübt.

Ich war gerade beim Notieren der Zwölftonreihe, als es klopfte. Das verhieß nichts Gutes, denn alle Leute sonst, der Hausmeister, der Postmann, auch der Mann, der den Strom abliest, klingeln, nur der Nachbar von oben klopft, dieser Irre mit der Löwenmähne und dem fuchtelnden Blick, der selber lärmt und jedes Mal reklamiert, wenn ich komponiere. Diesmal war er nicht allein, ein zweiter stand neben ihm, seine Krebs-Umkehrung, mit bohrendem, auf die Ferne gerichteten Blick und schütterem Haar. Der mit der Mähne drängte herein und beschwerte sich: Ich hätte wieder am Klavier gejoht – ich singe häufig, wenn ich den Vierteltönen nachspüre, aber Johlen!? Ich

wollte etwas erwidern, da schlug der andere mit der Faust auf den Tisch. Ich schwieg, obwohl ich schreien wollte. Ich sollte das ein für alle Mal unterlassen, er brauche Stille, absolute Stille, es müsse sein, und der andere schlug wieder mit starrem Blick auf den Tisch. Dann gingen sie. Einen Moment hallte es in meinem Kopf nach, aber ich bin nicht jemand, der sich so leicht einschüchtern lässt, von den beiden da gerade gar nicht, auch vom Baron nicht, wenn er wieder mal ungeduldig wird. Obwohl ich schon mit ihm in Kontakt bleiben möchte, wegen der Brünetten, ach nein ... sei still!

Ich wollte sagen, ich bin fähig zu verarbeiten und, was mir widerfährt, kreativ umzusetzen. In dem Fall war, muss ich sagen, der Faustschlag doch sehr inspirierend. Intuitiv kam mir der Gedanke, ihn in meine Reihe einzubauen, als radikalen Höhepunkt, wenn auch differenzierter. Kraftvoll, aber nicht affirmativ, weil so ein Schlag doch auch etwas in Frage stellt.

Gegen Abend kam schon wieder ein Paket vom Baron. Die Brünette scheint ihn anzuregen, oh weh ...

Den 13. Duodezember

Nackige Weiber bedrängen mich im Traum und bringen meine Reihe durcheinander. Morgens stelle ich erleichtert fest, dass alles noch in Ordnung ist. Ich bin sicher, dass der Baron mit seinen Vierteltönen dahinter steckt. Er liebt Reihen nicht, dieser unordentliche Improvisator.

In der Zeitung: Der grosse Yogi ist tot! Hat es denn niemand gelesen? Was geschieht nun? Will denn niemand seinen Platz einnehmen? Wer wird sein Nachfolger werden? Ich vermute, dass der Baron darauf spekuliert, er will sicher weiter aufsteigen. Und mit seiner Brünetten, wie reizend, dann, aber nicht mehr ...

Eine neue ausserordentliche, ja in ihrer Radikalität kaum überbietbare Idee: Ich habe den Schlag aufs Klavier durch einen Hammerschlag an die Wand ersetzt!

Den 14. Duodezember

Bin nicht ich gar der Nachfolger des grossen Yogi? Das wäre nur zu logisch. Auch die Reaktion des Lakaien bewies mir dies. Er kam nachmittags vorbei: Ob ich nicht fertig sei, der Baron werde unruhig. Ich sagte, ich würde ihm die Transkription nur persönlich übergeben oder seiner Begleitung, ach weh ...! Und offenbarte höhnisch: Ich würde die Stelle des grossen Yogi antreten. Er war zutiefst perplex und ging von dannen.

In mir ist ein Kläffen. Ist das der Ruf, die Berufung?

Den 15. Duodezember

Heute hatte ich wieder einen schrecklichen Traum: Der Cellist führte ein Stück mit Live-Elektronik auf, das als unspielbar gilt und das der Komponist gar nicht perfekt aufgeführt hören möchte, weil es ihm darum geht, an Grenzen zu gelangen, doch der Cellist spielte es absolut fehlerfrei, so dass der Komponist daneben stand und ihn inständig bat, doch bitte Fehler zu machen, was sollten denn künftige Generationen tun, wenn er alles schon jetzt perfekt spiele, aber er spielte darauf noch perfekter. Die Brünette klatschte lauterem Applaus. Da griff der Komponist zu einem Colt, doch bevor ein Schuss fiel, wachte ich auf. Kaltschweissgebadet. Ich werde mich, so dachte ich, vor dem Baron hüten müssen. Und vor seinem Lakaien.

Ich bin dann zeitig aufgestanden und habe meine Reihe mit dem Hammerschlag geübt. Ich werde sie so verinnerlichen, dass ich gewiss bald konsequent und nuanciert damit umgehen kann. In extremis. Ich stelle fest: Es gibt mindestens zwölf unterschiedliche Hammeranschlagsarten: hart, dumpf, spitz, stumpf, gelinde, ehrfürchtig, schicksalhaft, brutal, grosszügig, fanfarenhaft, erniedrigend, jubelnd. Aber ich werde weiter üben und differenzieren und ins Detail gehen. Vielleicht komme ich bis auf hundertvierundvierzig Anschlagsarten. Dann lasse ich mir einen Zopf wachsen.

Es klopfte. Ich habe nicht geöffnet. Wenn sie nun zu dritt sind und einen nuschelnden Schwaben mitbringen, mit einem kritischen Blick und vorwärtsgestrählttem Haar, oder was auch immer ... Es klopfte noch zwei-, dreimal ...

Nun weiss ich es sicher: Der grosse Yogi hat mich zu seinem Nachfolger berufen: Ich bin seine Reinkarnation. Eindeutiges Zeichen: An meiner Nase wächst eine Warze. Bald werden seine Frauen bei mir eintreffen, weiss gewandet, und mich abholen. Ich erwarte sie stündlich. Und dann werde ich zum Baron gehen. Und er wird mir meine Improvisationen transkribieren müssen, ha!

Den 16. Duodezember

Heute stand die Delegation des grossen Yogi vor der Tür. Zwei weiss gekleidete Männer und eine Frau, leider nicht sie, ach ... aber auch weiss, sehr praktisch. Ich sagte, ich hätte schon alles vorbereitet, nahm meine Noten, meinen Hammer und ging mit ihnen hinunter, wo schon der geräumige Wagen wartete. Wir fuhren zum Palast. Auf der Fahrt schwiegen wir. Alle sind sich der hohen Verantwortung bewusst, die sie tragen. Ich werde mit Würde behandelt.

Der Palast ist prächtig. Es handelt sich um ein altes Gebäude im Gründerzeitstil. Über dem Eingang steht passend eingemeisselt: «Ad Parnassum». Man bringt mich zunächst in einen Einzelraum, wo das Bett steht. Arg klein, meinem Amt nicht sehr angepasst. Vermutlich ist man noch nicht soweit, die anderen Zimmer herzurichten. Der grosse Yogi starb sehr unvermutet.

Sie wollen mir meinen Hammer wegnehmen! Ich wehre mich. Da packen sie mich und stecken mich in eine weisse Jacke, eine Meditationsjacke, die mich reglos macht. Ich weiss, so beginnt die Initiation des neuen Yogi.

Den 17. Zentumquadragintaquartember

Eingepackt meditiere ich über meine Reihe. Meine Gedanken schweifen ab. Idee zu einem Stück. Titel: Drosselgesang. Ein Sänger versucht nach graphischer Partitur Linien zu singen, während ein Perkussionist die Luftzufuhr reguliert, so dass der Atem beziehungsweise das Singen beeinflusst und der Sänger schliesslich ganz zum Schweigen gebracht wird! Werde das dem Baron vorschlagen. Ha!

Den 18. Zentumquadragintaquartember

Meine Warze ist nun schon fast fingergross. Ich kann sie mit dem linken Auge erspähen. Ich wage nicht, sie zu berühren.

Man hat mir die Jacke wieder ausgezogen, mir etwas zu essen gegeben, und dann durfte ich in den grossen Audienzraum, in dem mich schon mehrere Personen erwarteten. Aber niemand sprach mich an. Es ist mir wohl nicht erlaubt, mit jemandem zu sprechen. Auch dies ein Teil der Prüfung. Sie sitzen an Tischen, über Notenpapier gebeugt, haben Stöpsel im Ohr, hören Kassetten ab und schreiben was auf! Andere sitzen den Wänden entlang herum und horchen in sich hinein. Zwei haben sich neben dem Klavier niedergelassen. Sie tragen Perücken, der ältere eine grossaufgeplusterte, der jüngere eine elegantere. Als ich mich dem Klavier näherte, regen sie sich und blicken mich missmutig an, und als ich eine Taste anschlagen will, schliesst der ältere den Deckel. Ich lasse mich etwas entfernt von ihnen nieder.

Stille. Aber dann kommt doch einer auf mich zu: Er scheint freundlich zu sein, das muss ich zugeben, dieser ältere Mann ohne Krawatte, der immerzu lächelt. Er trägt einen Becher in der Linken. Ob ich nicht eine Partie Schach mit ihm spielen wolle, nun denn auf Teufel komm raus. Das habe ich seit Tolstois Zeiten nicht mehr getan, denke ich, warum auch

nicht? Wir stellen die Figuren auf, und ich frage ihn, wer beginnen solle. Da greift er nach seinem Becher, schüttelt ihn und lässt zwei Würfel hervorfallen. Sie beginnen, sagt er.

Nun, meine Eröffnung war nicht besonders originell. Ich habe schon lange nicht mehr gespielt, oder sagte ich das bereits? Er jedoch überlegte seinerseits nicht lange, sondern nahm wieder seinen Becher und liess die Würfel fallen, betrachtete sie und bewegte den dritten Bauern. Das erstaunte mich doch sehr, ich wollte dem aber nicht unnötig Beachtung schenken und erwiderte nun meinerseits mit einem geschickten Zug. Er aber griff wieder zu seinen Würfeln ... und so ging das weiter. Er hat das ganze Spiel hindurch gewürfelt – dabei spielten wir doch Schach! – und schliesslich gewonnen. Und dazu lächelte er andauernd.

Auch die Revanche, um die ich ihn bat, gewann er, diesmal sogar schneller, und auch die dritte Partie. Dabei geschah jedoch noch etwas Merkwürdiges. Als er laut «Schach» sagte, sprang der eine der beiden Perückierten, der Dicke, auf und eilte in ein Nebenzimmer, wo er auf einem Flügel zu spielen begann, eine Fuge mit mindestens drei Stimmen, so genau konnte ich das nicht sagen, weil gleich darauf auch der Dünnere mit der Perücke aufstand und an ein anderes Klavier eilte und ebenfalls zu spielen begann. Das ging eine Zeit lang so. Auch beim zweiten Mal, als der Lächelnde «Schach» sagte, passierte dies, und so weiter. Nur spielten sie jedes Mal komplexer. Zunächst meinte ich, das habe mit meiner Niederlage zu tun, die beiden wollten mich musikalisch verhöhnen, dann aber realisierte ich, dass die beiden über die Tonbuchstaben von «Schach» spielten, der eine fugiter, der andere frei. Ich beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen. Und sagte selber deutlich: «Kommen wir zur Sache!», wobei ich das letzte Wort deutlich absetzte. Sofort eilten die beiden wieder weg, um nun über diese fünf Tonbuchstaben zu spielen. Ich hätte in diesem Moment das Klavier schon für mich gehabt, wäre ich nicht an einer weiteren Schachpartie gesessen. Doch schliesslich schien der lächelnde Buddha müde und sagte nur, wer schläfrig sei, solle schlafen, und setzte sich auf einen Hocker in der Ecke und nickte sitzend ein. Ich könnte das nicht. Aber es gab mir Gelegenheit, meine Reihe am Klavier auszuprobieren. Leider ohne Hammer. Und nur solange, bis die beiden Perückenträger zurückkehrten.

Gegen Abend erschien der Baron mit seinem Lakaien und der Brünetten. Ich sah sie leider nur im Gang stehen. Was hat er

hier nur zu schaffen? Die weissgekleideten Bedienten scheinen ihn sehr wichtig zu nehmen. Er gewährte mich zwar aus der Ferne, da bin ich sicher, liess es sich aber nicht anmerken. Ihr Hündchen kläffte kurz.

Den 19. Zentumquadragesimaquartember

Ich habe nun eine Methode, um die beiden wegzulocken. Ich muss nur Worte sagen, die aus Tonbuchstaben bestehen, sogleich rennen sie hinaus und spielen darüber, wie auf Knopfdruck, kontrapunktisch oder freier phantasierend. Mal sage ich «Es gibt Gas», oder noch schöner: «Hass das Fass!» Auch auf Fremdsprachiges reagieren sie: «Chess!» oder «Chasse des cages cachées». Besonders sinnvoll muss es nicht sein, es geht auch: «Sag es, Base des Gases, ab Schafbaggage!» Darüber haben die beiden eine geschlagene Stunde gespielt! Was die da wohl noch alles hineingeheimnisst haben? Egal! Es gibt mir Zeit, mich meiner Reihe zu widmen.

Leider wurde ich dabei heute empfindlich gestört: Während sie noch im Nebenzimmer drüben ihre Musik hervorsprudeln liessen, erschien mir nun ein anderer mit einer weniger grossartigen, glatten Perücke. Und er gab sich mir gleich zu erkennen. Er heisse Mozart. Ha, Lügner, wie kann er Mozart sein, wenn er keine besonders grosse Nase hat. Er soll sich mal meine Nase anschauen. Hat er so eine Warze?! Darauf hielt er mir ein unfertiges Streichquintett hin und hiess mich es vollenden. Eine Qual, aus dem Manuskript. Aber ich begann, dennoch, ganz sorgfältig, Ton für Ton hinzuzufügen, höchst akkurat, wobei er mich unterbrach und mir befahl, jene Noten dort im Original zu ändern. Ha, fuhr ich ihn an, Schelm, das ist der Beweis. Du bist nicht Mozart, denn bei Mozart kann man nichts verbessern, keine Note, keinen Notenhals. Doch er hörte gar nicht zu und begann nun eigenhändig, die Noten zu verändern, dort eine Tonlänge, dort einen Akzent, dort ein Vorzeichen, ja dann begann er, Stimmen zu vertauschen und ganze Partien umzustellen. Nein, das konnte nicht Mozart sein, wenn es auch nach Mozart klang. Nur nach Mozart. Das genierte mich zutiefst. Die Perückenköpfe schlugen drüben immer noch in die Tasten, und in meinem verwirrten Kopf dachte ich an den mit den fuchtelnden Augen und den anderen mit dem Faustschlag. Ach, meine Reihe, an meiner Reihe lässt sich nichts mehr verändern, oder doch? Just in dem Moment rief der andere aus der Ecke: Wollen wir eine Partie Schach spielen? Und klapperte mit seinen Würfeln.

Den 20. Zentumquadragintaquartember

Es ist mir gelungen, an einen Hammer zu gelangen, einen kleineren, der mir aber sehr gut in der Hand liegt. Das ist wichtig für den Interpreten. Solche Hämmer muss man in einem Fachgeschäft beziehen. Von meinem Diebstahl hat vorerst niemand etwas bemerkt, sie dürfen es nicht wissen, denn ich muss an meiner Reihe arbeiten, sie weiter ausprobieren. Um die beiden Perücken abzulenken, musste ich nur kurz «Fesches Aas» in die Runde werfen, schon waren sie weg. Und ich konnte mich ans Klavier setzen: Ein lauter Ton – ein Schrei – & Co. Damit niemand aufmerksam wird, bin ich dazu übergegangen, mit dem Hammer nicht gegen die Wand, sondern gegen meinen Kopf zu schlagen. Das verstärkt die Radikalität und ermöglicht neue Nuancierungen, die nur ich wahrnehmen kann. Man müsste sie via Knochenleitungsmikrofon aufnehmen und über Lautsprecher übertragen. Verräumlichen gar. Ja, so bringe ich auch noch den Raum ins Spiel.

Ach, da sind sie schon wieder! Sie entwenden mir den Hammer. Das ist Diebstahl an der Kunst, anders kann ich es nicht nennen. Wie denn soll ich sonst meine Reihe zur Vollkommenheit bringen?!

Den 21. Zentumquadragintaquartember

Schlecht geschlafen, aber ich habe bereits eine neue Möglichkeit für den Schluss gefunden: Indem ich mit der Stirn gegen das Klavier schlage und schreie. Das ist der zwölfte Klang der Reihe. Dafür wird der Schrei an zweiter Position wieder durch

einen Pfiff ersetzt. Das hat den Vorteil, dass ich kein Schlaginstrument mehr brauche. Neue Körperlichkeit, neue Sinnlichkeit, nichts Kopflastiges mehr, haha, es klingt phänomenal, aber warum halten mich die beiden da auf? Ohne Perücken, die beiden Knopfdruckimprovisatoren. Ihr habt nichts mehr auf dem Kopf. Geht wieder an Eure Klaviere! Haha, Schach! Lass das! Bassdachs!! Keine Musik mehr? Nichts? Haha! Zieht euch doch eure Perücken über!

Sie blicken mich stumm an. Ich schlage dem Erstbesten mit der flachen Hand auf den Kopf und gleich dem zweiten mit der Faust auf die Glatze. Beide klingen hohl, aber des unterschiedlichen Schlags wegen auf differenzierte Weise, das erste wie ein Klatschen, das zweite wie ein Klopfen. Aber sie haben kein Gehör dafür, sondern reißen mich herum. Dann kommen die Bedienten herbeigeeilt, ziehen mir wieder die Jacke an, meine Meditationsjacke, und stecken mich in ein Zimmer.

Auf meinem Yogi-Thron sitzend, vertiefe ich meine Überlegungen zu meiner Reihe. Der Schlag auf den Kopf ist zu perfektionieren. Er klingt tief nach in meinem Hallraum innen. Welch seltsame Höhle, die sich nach aussen durch zwei Türen und zwei Fenster öffnet! Ich blicke auf meine Nase, höre sie schniefen. Sie ist rot. Meine Nase als Instrument! Allumfassend, nasenwurzelradikal.

Wenn es mir gelingen wird, meine Warze anzuzupfen, wird sie ertönen wie ein riesiges Tam-Tam und umhüllen mit ihrem weissen Klang die braungebrannte Erde!